

# Aus Grauen wird Kitsch

Ralf Rothmanns Roman «Im Frühling sterben» wurde von der Kritik fast unisono bejubelt. Dabei wird bloss mit billigen stilistischen Mitteln auf die Erschütterung des Lesers gezielt. **Von Sieglinde Geisel**

Jeder Kopf liest anders. Und doch kommt es immer wieder vor, dass eine Neuerscheinung von allen namhaften Kritikern unisono gelobt wird. Diesen Sommer hat das einhellige Lob Ralf Rothmanns Kriegsroman «Im Frühling sterben» ereilt. Die Schilderung der (fiktiven) Kriegserlebnisse von Rothmanns Vater, der als 17-Jähriger im Februar 1945 von der SS zwangsrekrutiert wurde, sei «eine moralische Herausforderung», schrieb «Die Zeit»; «ein Triumph der Sprache über die Verklemmtheit, die das Schreiben über den Krieg in Deutschland so lange geprägt hat», verlautete es bei der «FAZ», und die Kollegen von «Spiegel online» fanden: «Ein Antikriegsroman, der den Vergleich mit den Vorbildern des Genres wie «Im Westen nichts Neues» nicht zu scheuen braucht.»

Ein einziger Kritiker erhebt Einspruch. «Ist die Kritik ihres Handwerks müde geworden?», fragte Roman Bucheli irritiert in der NZZ (22. 8. 2015). Die Frage nach dem Handwerk ist berechtigt. Was viele Kritiken liefern, beschränkt sich auf eine detaillierte Nacherzählung, die Bezeugung der eigenen Erschütterung beim Lesen sowie, allenfalls, ein Etikett («Meisterschaft!»). Was man dagegen vermisst, ist Stilkritik: die Analyse dessen, wie ein Autor erzählt, mithin der Versuch, «zu begreifen, was uns ergreift», wie der Schweizer Germanistikprofessor Emil Staiger es formuliert hatte.

## Künstliche Kriegslandschaft

In «Im Frühling sterben» geht es, wie in jedem Kriegsroman, um Grenzerfahrungen und um äusserste Gewalt. Der 17-jährige Walter muss den Deserteur Fiete erschiessen, seinen besten Freund, im Fall der Weigerung droht ihm selbst die Hinrichtung. Eine Geschichte, die einer griechischen Tragödie würdig ist und die man bereits aus Rothmanns früheren Romanen kennt: Dort irrlüchert sie durch Alltagsszenen, wird jeweils von einer Figur als Anekdote erzählt, in schockierender Beiläufigkeit. Wer über den Krieg schreibt, muss das Grauen darstel-

len, den Schrecken in Worte bannen. Bei Rothmann tönt das so: «Reifen qualmten, tote Soldaten hingen aus den Führerhäusern, Berge von Brot zerfielen im Regen.» Erhängte an Bäumen: «Viele hatten umgestülpte Taschen, kaum einer trug noch Stiefel, und die Füsse, wenn nah über dem Boden, waren angenagt bis auf die Knochen.» Ein abgeschossenes Gleitflugzeug: «Schwarz verkohlt und rauchend im Regen lagen die Leichen der beiden Hitlerjungen auf der Frühsaat. Krähen hockten in den Bäumen.»

Harmloser Realismus in gepflegtem Alltagsdeutsch, kunstvoll arrangiert. Der Schrecken sitzt nicht in den Worten, deshalb liest es sich weg wie nichts. Man müsse das Grauen nicht betonen, sagte Rothmann in einem Interview. Doch die Wirkung von Sprache ist nicht eine Frage der Betonung, sondern der Aufladung. Furchtbar viel ist in diesem Buch vom Sterben die Rede, von dem der Titel kündet. Über Verletzte, die auf der Bahre fortgetragen werden, heisst es, «das graue Gelb ihrer Gesichter sah schon wie ein Vordämmern des Schrecklichsten aus», und beim sterbenden Fiete erleben wir «das matter werdende Blau des Blicks». Das ist nun kein Alltagsdeutsch mehr, doch der Wille zum Stil lässt das Ganze in den Kitsch kippen. Der hohle, so unerträglich leicht konsumierbare Ton bleibt der Gleiche, ob es ums Sterben geht oder um Kühe, die von Walter getränkt werden: «Die langen Schatten ihrer Wimpern lagen wie Tränenspuren auf den zartgrauen Wangen.»

Es ist verräterisch, wenn sich stilistische Effekte derart widerstandslos verschieben lassen. «Er macht etwas mit uns, dieser Genitiv. Er verändert die Haltung. Die Prismen der Geschichte, des Tages letzter Schein – können Sie das hören? Diesen leisen Bronzeton?» So spricht der SS-Offizier, der Walter und seinen Freund Fiete zwangsrekrutiert – die Wendung vom «bronzenen Klang des Genitivs» allerdings hat Rothmann schon Jahre zuvor benutzt, in seiner Rede zur Verleihung des Max-Frisch-Preises.

**Wollte keine Nomination**

Mehr Beispiele: «Und heute Abend sind wir Gedärm an den Panzerketten.» «Weil wir Haltung haben, eine Ehre, und das ist kein leerer Begriff, kein Kanzelgeschwätz dünnblütiger Moralapostel.» So reden hier alle, man könnte endlos weiterzitieren. Doch so redet kein Mensch. Nichts stimmt in dieser erfundenen Kriegslandschaft, trotz dem betulichen Realismus, der heraufbeschworen wird. All diese Passagen werden dem Autor nicht gerecht. Denn mit diesem Roman ist er nicht in seinem Metier. Die Wirklichkeit, die er hier beschreibt, ist nur geborgt: Er will das «Vakuum» füllen, das sein Vater mit seinem Schweigen über die Kriegszeit hinterlassen hatte, dies zwingt ihn zu Recherche und Imagination. Er scheitert damit, zu erzählen, wie es hätte sein können. Denn er ist ein Autor der Erfahrung. Wenn Rothmann in seinen Ruhrgebietsromanen von der selbstverständlichen Alltagsgewalt erzählt wie der Verbrennung einer Ratte auf der Baustelle in «Stier» oder aus der Pathologie, aus dem Schlachthaus in «Hitze», dann bemächtigt sich die Sprache des Schreckens, und dem Leser sträuben sich die Nackenhaare.

Ralf Rothmann ist im Literaturbetrieb weder ein Aussenseiter noch ein Star. Seit 1986 veröffentlicht er alle ein oder zwei Jahre ein Buch, und alle ein bis zwei Jahre bekommt er einen Preis. Doch für den Deutschen Buchpreis wollte er nicht nominiert werden, auch der Bitte der Jury um eine Nachnominierung kam er nicht nach. Ein stummes Eingeständnis des Autors, dass sich das neue Buch nicht auf der Höhe seines Könnens befindet?

---

*Ralf Rothmann: «Im Frühling sterben».*  
Suhrkamp, 2015. 234 S., Fr. 28.90.